

3 Dissozialität im Jugendalter – Geschlechtsunterschiede delinquenten Verhaltens Jugendlicher

Ulrich Preuß

Frauen und Mädchen fallen in allen vergleichbaren signifikant weniger mit delinquentem Verhalten auf als Männer und Jungen (Archer u. McDaniel 1995). Dieses Kapitel verfolgt mehrere Ziele: Es soll dargestellt werden, welche wissenschaftlichen Belege dafür bestehen, dass psychopathologische Faktoren die Grundlage und die Ursache von jugendlicher Delinquenz bilden. Das zweite Ziel ist der Versuch Geschlechterdifferenzen in weitem Feld der Dissozialität aufzuzeigen und zu erklären, warum die Neigung zu dissozialen Entwicklungen und die Kriminalitätsrate bei männlichen Jugendlichen höher ausgeprägt sind als bei Mädchen bzw. jungen Frauen. Frauen und junge Mädchen werden vom Gericht nachsichtig behandelt, was zu geringen Verurteilungsraten führt (Poe-Yamagata u. Butts 1996). Aber es existieren andere Gründe weshalb Mädchen und Frauen weniger straffällig werden.

Weiterhin ist beabsichtigt statistische Unterschiede im Vorkommen delinquenter Auffälligkeiten darzustellen. Dabei werden auch Gedanken zur weiteren Entwicklung jugendlicher Delinquenz und spezifisch zu den möglichen Veränderungen in den Unterschieden der Häufigkeit und Ausprägung männlicher und weiblicher jugendlicher Kriminalität geäußert. Schließlich soll ansatzweise auf wissenschaftliche Belege eingegangen werden, warum Maßnahmen der Justiz und der Jugendhilfe eine zu empfehlende sinnvolle Einheit bilden, um jugendliche Delinquenz zu verhindern. Die Darstellungen bezie-

hen sich auf verschiedene Quellen (z.B. Raine 1993, Moffitt et al. 2001, Ortiz u. Raine 2004), auf die Ergebnisse der nordfinnischen Kohortenstudie (Kempainen et al. 2001; 2002) sowie auf andere Studien.

Das Auftreten von delinquenten Auffälligkeiten zeigt im Jugendalter eine Zunahme, ohne dass in den meisten Fällen daraus eine schwere und ggf. lebenslange kriminelle Karriere entsteht. Dissoziale Störungen weisen eine niedrige Auftretensrate bei Kindern und Jugendlichen auf.

Moffitt et al. (2001) zeigen in einer Untersuchung mit männlichen Jugendlichen die relevanten Aspekte und Kennzeichen der Vorhersage von Dissozialität und deren Grenzen auf. Es finden sich im Bereich der Dissozialität zwei nicht homogene Formen, die des „life-course persistent antisocial behaviors“ (lebenslange Dissozialität) und des „adolescent-limited antisocial behaviors“ (auf die Adoleszenz begrenzte Dissozialität). Ein entscheidendes Ergebnis dieser Studie von Moffitt et al. (2001) war die Feststellung, dass Interventionen bei allen Formen jugendlichen dissozialen Verhaltens empfehlenswert sind, um eine Störung im Erwachsenenalter abzuwenden. Nur eine Gruppe Jugendlicher zeigte durchgängig keine dissoziale Symptome, die sog. „Enthaltsamen“ („Abstainer“) in Bezug auf dissoziales Verhalten im Kindesalter und in der Adoleszenz. Sie bewährten sich im Alter von 26 Jahren als „now successful young adults“. Jedoch bilden nur 5% der untersuchten Jugendlichen diese Gruppe, die als Kinder und/oder Jugendliche in höchstens einer Beurteilungsskala auffällige Werte erreichten.

3.1 Statistiken zu Geschlechterdifferenzen dissozialen Verhaltens

Eine Darstellung von Geschlechterdifferenzen ist unvollständig, wenn nicht die statistischen Daten zur Beschreibung des Phänomens referiert werden. Im Folgenden sollen die Statistiken für delinquentes Verhalten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz (s. Tab. 1–3) dargestellt werden. International bürgert sich für diesen Bereich zunehmend aus den Nationalitätskennzeichen gebildet hierfür der Begriff D-A-CH-Raum ein. Die Darstellungen hier beziehen sich einem nicht vollständigen D-A-CH-Raum, da in den referierten Statistiken meist nur West-Deutschland einschließlich Westberlin häufig aus Gründen der Vergleichbarkeit mit den früheren Daten gemeinsam die Datengrundlage bilden. Weiterhin spiegeln die Zahlen Unterschiede im Rechtssystem, in der Auffassung des Begriffs der Delinquenz und der Verurteilung wieder, so dass meist kein direkter Vergleich dieser Zahlen unter den einzelnen Ländern möglich ist und der wesentliche Grund für die Angabe der Statistiken hier ist, das Ausmaß der Differenzen zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht in den einzelnen Ländern zu verdeutlichen. Dieses Verhältnis findet sich auch in den Statistiken in anderen Ländern, wobei auffällig ist, dass die Verhältniszahlen für Geschlechterdifferenzen zum Teil deutliche Unterschiede zwischen den Ländern aufweisen. Rutter et al. (1998) geben für

verschiedene Länder folgende Zahlen an: Deutschland 3,4:1, Lettland 22,7:1, Italien 5,5:1, Schottland 22,7:1 und auch Moffitt et al. (2001) gibt die Lebenszeitprävalenz für antisoziale Störung 2,4:1 an. Auch für Österreich und Schweiz wurden Verhältniszahlen von 8,1:1 und 4,2:1 in einer Analyse der statistischen Daten der jeweiligen Statistikämter ermittelt. In der Schweiz sind 89% aller minderjährigen Verurteilten männlich (Bundesamt für Statistik [Schweiz] 2002). Auch in den U.S.A. bilden Frauen und Mädchen eine deutliche Minderheit bei den Verurteilten (Snyder u. Sickmund 1999).

Weitere Unterschiede hinsichtlich der Häufigkeiten von Delinquenz ergeben sich aus Unterschieden bei den erfassten Variablen, aus den variierenden gesetzlichen Bestimmungen und aus dem Verurteilungsverhalten der Gerichte

Tab. 1 Österreich: Vergleich von verurteilten Mädchen und Jungen zwischen 1994–2001. Verurteilungen nach Geschlecht angegeben. Es zeigen sich zwar Veränderungen, die nicht strengend eine Zunahme der Jugenddelinquenz repräsentieren lassen, weil der Beobachtungszeitraum zu kurz ist, die absoluten Zahlen sehr gering sind und Informationen über polizeiliche oder gerichtliche Maßnahmen fehlen, die für sich zu einer Veränderung der Gesamtzahlen führen könnten. Z. B. intensivere Polizeiarbeit im Drogenbereich führen zu vermehrten Anzeigen und Verurteilungen oder durch den Druck kann die Neigung der Gerichte erhöht werden, Urteile auszusprechen, weil der Ermessungsspielraum auf der Basis gegebener Gesetze enger ausgelegt wird.

Jahr	Männlich	Weiblich	Total
1994	3.003	346	3.349
1995	*	\	3.335
1996	\	\	3.491
1997	\	\	3.502
1998	3.321	409	3.760
1999	3.361	403	3.764
2000	3.303	417	3.720
2001	3.377	416	3.793

* Daten nach Geschlecht fehlen zwischen 1995–1997

Tab. 2 Schweiz: Vergleich von verurteilten Mädchen und Jungen zwischen 2000–2001. Dieser enge Zeitraum wurde gewählt, da es vorher keine vergleichbaren Zahlen gibt. Auffällig ist hier, dass Verurteilungen nach Eingriffen der sexuellen Integrität bei weiblichen Straftätern mit geringen Zahlen angegeben sind. Ansonsten entspricht im Großen und Ganzen das Vorkommen von Verurteilungen, bis auf Straßenverkehrsdelikte, der errechneten Verhältniszahl.

Jahr	Männlich	Weiblich	Total
2000	9.155	2.146	11.314
2001	10.089	2.227	12.319

Tab. 3 Deutschland: Vergleich der tatverdächtigen Mädchen und Jungen zwischen 1994–2001. Davon wurden im Jahr 2000 40.510 Jugendliche verurteilt (Statistisches Bundesamt Deutschland 2002)

Jahr	Männlich	Weiblich	Total
1994	250.856	72.772	323.628
1995	282.869	88.079	370.948
1996	302.815	105.674	408.489
1997	321.172	115.606	436.778
1998	331.995	123.192	455.187
1999	327.175	120.232	447.707
2000	323.825	116.476	440.301
2001	327.708	114.320	442.028
Zunahme von 1994 auf 2001	31%	57%	37%

sowie real gegebenen Differenzen der Verteilung delinquenten Verhaltens in den einzelnen Ländern. Dies geht jedoch aus der einfachen Betrachtung der Statistik nicht hervor, bedarf einer tiefer gehenden Analyse anderer hier nicht referierter Daten, die in diesem Beitrag nicht durchgeführt werden soll. Aus diesem Grunde bleibt der einzige zulässige Schluss aus diesen nicht spezifisch im Rahmen einer Studie erhobenen Daten, dass Geschlechterdifferenzen hinsichtlich Delinquenz mit einem überproportionalen Anteil männlicher delinquenter Jugendlicher vorliegen.

Einen Trend zur Zunahme weiblicher Delinquenz, wie er auch von Bundesamt für Statistik Schweiz (2002) angegeben wird, lässt sich nur hinsichtlich der Zunahme der Tatverdächtigen Mädchen in Deutschland (s. Tab. 3) beobachten. Auch die Anzahl der Verhaftungen und Gefängnisunterbringungen in allen Deliktarten nahm nach einer amerikanischen Statistik von 1994 bis 1999 zu (Puzzanchera et al. 2000). Hier zeigt sich eine Zunahme der als tatverdächtig gemeldeten Mädchen um über 50%, während bei den männlichen Jugendlichen nur eine Zunahme von 37% beobachtet werden kann. Grundsätzlich ist also von einer generellen Zunahme und vermutlich auch von einem überproportionalen Steigen der Zahlen tatverdächtiger und verurteilter weiblicher Jugendlicher und Jugendlicher überhaupt in nächster Zeit auszugehen. Mehrere Gründe können hierfür angegeben werden. Die Drogenkriminalität im Jugendalter wird vermutlich zunehmen, da einerseits mehr Suchtstoffe auf dem illegalen Markt zur Verfügung stehen und die Neigung in der Altersgruppe harmlos beurteilte Stoffe einzunehmen steigt. Weibliche und männliche Jugendliche tendieren z.B. dazu Cannabis Produkte als biologisch „rein“ zu betrachten. Aber auch synthetische Partydrogen erleben eine hohe Akzeptanz, insbesondere in Risikogruppen. Schließlich erfährt auch Alkohol (z.B. sog. Alkopops) in jeder Form bei einer großen Zahl Jugendlicher eine hohe Zustim-

mung und die daraus resultierenden Taten unter Alkoholeinfluss werden zunehmend bei der Polizei auffällig. Mädchen und Jungen weisen im Bereich der Suchtkriminalität ähnliche Ausprägungsgrade auf, hier besteht der geringste Unterschied zwischen den Geschlechtern, wie Moffitt et al. (2001) feststellen konnte. Dabei spielen Tatbestände eine große Rolle, die häufig von vielen Jugendlichen nicht als strafbar erachtet werden, wie z.B. das Fahren mit Fahrrad, Motorfahrrad oder Motorroller unter Alkoholeinfluss oder, wenn erforderlich, ohne entsprechende Fahrerlaubnis. Das bedeutet ein Sinken der individuellen Schwelle für delinquente Handlungen, abgesehen von den möglichen schwerwiegenden Folgen dieses Verhaltens. Weiterhin zeigt sich ein Trend, dass immer häufiger Probleme und Auffälligkeiten Jugendlicher, die früher im Sozialsystem des Wohnumfeldes gelöst werden konnten, zur Anzeige kommen und Jugendgerichtsverfahren nach sich ziehen. Die traditionelle Wirtshausschlägerei grade von Jugendlichen wurde früher in den meisten Fällen nicht aktenkundig, da sie als Bestandteil der Entwicklung männlicher Jugendlicher angesehen wurden. Sachbeschädigungen im nachbarschaftlichen Umfeld wurden von den Eltern der jugendlichen Täter mit den Nachbarn ohne offizielle Beteiligung geregelt. An den Veränderungen im Anzeigeverhalten mag einerseits die sinkende Kinderzahl und die vielleicht geringer werdende Neigung oder Kompetenz der erwachsenen sozialen Umwelt sich mit Jugendlichen erzieherisch auseinanderzusetzen beteiligt sein. Zum anderen könnte dies an der Tendenz vieler Erwachsene liegen, sich eher mit Jugendlichen zu verbrüdern als erwachsene Vorbildfunktionen übernehmen zu wollen, da sie sich durch die soziale Nähe zu den Jugendlichen den Erhalt einer eigenen Jugendlichkeit versprechen. Bei einigen Erwachsenen kann Furcht vor Jugendlichen zugenommen haben, weil sie glauben oder erwarten, dass Jugendliche häufiger mit Gewalt und in seltenen Fällen sogar mit Waffengebrauch auf Erziehungsinterventionen reagieren. Die Zunahme des Anteils der älteren Bevölkerung wird hierbei vermutlich zunehmend eine Rolle spielen, da sich ältere Menschen häufig als wehrlos gegenüber gewalttätigen Jugendlichen betrachten. Des Weiteren nimmt auch der Schweregrad der von Jugendlichen begangenen Taten zu. Es traten Fälle auf, bei denen Jugendliche Raubüberfälle an Behinderten im Rollstuhl verübten, in dem sie deren wehrlosen Position ausnutzten und drohten, sie mit dem Feuerzeug anzuzünden, wenn sie ihnen nicht ihr Geld aushändigen oder eine Auszahlung am Bankautomaten durchführen. Sicher haben bei derartigen Handlungen zusätzlich unangemessene Vorbilder in den Medien einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss. Weiterhin spielt auf der anderen Seite eine vielleicht sogar übermäßige Sensibilisierung der Öffentlichkeit eine Rolle, in vielen auffälligen aber häufig nicht delinquenten Verhaltensweisen kriminelle Gefahr zu vermuten. Hier könnte eine allgemeine „Dissoziation der Generationen“ bedeutsam sein, ein Phänomen, das sich dadurch beschreiben lässt, dass sich wegen der geringer werdenden sozialen Kontakterfahrungen die Generationen einander entfremden und jede Generation abhängig von angenommener Stärke oder

Verwundbarkeit die andere als störend oder gefährdend wahrnimmt. Dies bedingt, dass bei Auseinandersetzungen zunehmend Ordnungsorgane involviert werden, wobei grundsätzlich dem Mitglied der jeweils anderen Generationen Feindseligkeit und störendes Verhalten unterstellt wird. Schließlich nimmt bei Jugendlichen aus Risikogruppen die Neigung zu, bestimmte Formen der Sachbeschädigung (z.B. Sprayen, Zerstörung in öffentlichen Verkehrsmitteln) als legitim zu bewerten. Auch die Hinterziehung von Fahrgeld gehört zu diesem Formenkreis und die Jugendlichen finden hier oft Stützung in den Einstellungen vieler für sie bedeutsamer Erwachsener und sogar bei einigen Mitarbeitern von Jugendhilfeeinrichtungen. Zum Abschluss sei auf die Haltung vieler Schulpädagogen eingegangen, die einerseits die oben angegebenen Tendenzen der erwachsenen sozialen Umwelt widerspiegeln und sich zunehmend von einer Lehrerrolle auf eine Dozentenrolle zurückziehen möchten. Die Reduktion pädagogischer Kompetenz in allen Formen der Schule, das Aufgeben sozialer Vorbildfunktionen und die mangelnde Bereitschaft die Rolle einer außerfamiliären sozialen Bezugsperson mit Vorbild- und Stützungsfunktion zu übernehmen, kann gerade zu einer besonderen Gefährdung der Entwicklung von jugendlichen Trägern von dissozialen Risikofaktoren führen, die in diesem Kapitel noch dargestellt werden. Die dargestellten möglichen Effekte können sich in gleicher Weise auf weibliche wie männliche Jugendliche auswirken, werden aber den größten Einfluss auf das Verhalten und die dissoziale Entwicklung von Risikogruppen haben.

3.2 Psychopathologie und Geschlechtsdifferenzen bei delinquentem und dissozialem Verhalten Jugendlicher

Delinquentes Verhalten weist in seinen Erscheinungsformen und auch in der Schwere der begangenen Taten deutliche Unterschiede auf. Von der Öffentlichkeit wird leicht verstanden, warum Mord oder z.B. kannibalische Handlungen im Zusammenhang mit einem psychiatrischen Störungsbild stehen können. Jedoch ist es für den Laien nicht so leicht zu einzusehen, warum kleinere Delikte wie Diebstahl oder Raub im Zusammenhang mit einer psychopathologischen Entwicklung der Täter stehen können. In diesem Abschnitt soll einerseits versucht werden, die psychopathologische Grundlagen kriminellen Verhaltens von Jugendlichen darzustellen und auf der anderen Seite zu erklären, warum es weltweit eine durch eine Vielzahl von Statistiken belegte Tatsache ist, dass in viel höherem Maß männliche Jugendliche als bei weiblichen Jugendlichen kriminell auffällig werden, illegale Formen der Prostitution bei der Betrachtung ausgeschlossen werden. Da sich dieses Kapitel auf das Kindes- und Jugendalter bezieht, soll nur auf das Erwachsenenalter eingegangen werden, wenn dies für die Darstellung notwendig ist.

Ein wesentlicher Aspekt der Argumentation in diesem Beitrag ist das Herausstellen von empirischen Daten, die zeigen, dass Unterschiede zwischen kri-

minellem und nicht kriminellem Verhalten auf biologischen, psychologischen und sozialen Variablen beruhen. Kriminelle Handlungen oder fortgesetzt auftretende Delinquenz allein stellen noch kein umfassendes Störungsbild dar. Andauerndes delinquentes Verhalten nicht nur in Form krimineller Handlungen, sondern auch der Verstoß gegen Werte oder anerkannte moralische Grundsätze einer Gesellschaft und das fortgesetzte Stören des sozialen Miteinanders bilden gemeinschaftlich Züge eines Störungsbildes, das psychiatrischen und psychologischen Kriterien gerecht werden kann. Somit ist es erlaubt, ein derart weitreichendes dissoziales Verhalten in einheitliche Störungsbilder zu klassifizieren, wie sie sowohl in der ICD-10 (WHO 1992) als auch im DSM (American Psychiatric Association 1994; 1996) kategorisiert wurden.

Aggressive Verhaltensweisen können verschiedenen Störungsbildern zugeordnet werden oder als komorbide Störungen auftreten (Bessler 2003). Aggressionen müssen aber nicht durchgängig durch eine psychische Pathologie erklärbar sein. Dabei wird Delinquenz als weniger abhängig von genetischen Dispositionen angesehen als Aggressionen (Rutter et al. 1999).

Dissoziales, delinquentes Verhalten besteht aus Prozesseinheiten, die erst in der Erfassung des Verlaufs unter Berücksichtigung eines aktuell vorgefundenen Zustandesbildes die Gesamtheit einer Störung konstituieren. Dies erschwert eine frühe Diagnose und macht eine interdisziplinäre Zusammenarbeit aller in der Fürsorge delinquenten Jugendlicher beteiligten Fachinstanzen erforderlich.

Im nächsten Abschnitt soll dargestellt werden, welche Formen von Kinder- und Jugenddelinquenz auf der Basis von psychischen Störungen auftreten können.

3.3 Psychopathologie der Delinquenz

Es gibt keine durchgängig einheitliche Definition von Psychopathologie. Allgemein wird die Psychopathologie als Wissenschaft von den als krankhaft eingestuften Erscheinungsformen definiert. Es ist allgemein anerkannt, dass z.B. Depressionen oder Schizophrenien Störungen sind, denen psychopathologische Erscheinungen zugrunde liegen. Die zentrale Frage besteht darin, an welcher Stelle psychopathologische Einheiten und delinquentes Verhalten eine Schnittstelle aufweisen und wie durch Psychopathologie das delinquente Verhalten erklärt bzw. begründet werden kann. Allgemein üblich sind Erklärungen von psychopathologischen Zustandsbildern als eine Abweichung von der statistischen Norm oder als die Beeinträchtigung eines idealen Zustandes psychischer Gesundheit. Weiterhin kann die Abweichung von der individuellen Erwartungsnorm oder der individuell erlebte Leidensdruck als Ausdruck eines psychopathologischen Zustandes aufgefasst werden. In anderen Bereichen gibt es den Begriff der Behinderung in einem Funktionsbereich oder im erfolg-

reichen Bewältigen von komplexen Aufgaben. Schließlich kann die Notwendigkeit oder das freiwillige Aufsuchen eines Hilfsangebotes als definitorische Grundlage für den Begriff der Psychopathologie herangezogen werden.

Die psychiatrischen statistischen Manuale DSM-IV (American Psychiatric Association 1994; 1996) und die internationale Klassifikation der Störungen ICD-10 (WHO 1992) geben in ihren Zusammenfassungen Definitionen von den Verhaltensstörungen und Abweichungen an. Hier werden psychopathologische Formen beschrieben und in einem Zusammenhang gesetzt, durch den Einheiten geschaffen werden, die schließlich unterschiedlich valide Haupt- und Subgruppen psychischer Störungen beschreiben. Diese Gruppen erlauben eine relativ zuverlässige Diagnosenstellung und es ist sowohl eine Darstellung des aktuellen Zustandes als auch die Aufstellung von Wahrscheinlichkeitsaussagen möglicher Entwicklungen unter verschiedenen Bedingungen (Prognose) zulässig. Diese Aussagen haben abhängig von der Validität des beschriebenen Störungsbildes hinsichtlich der Prognose unterschiedliche Ausprägungsgrade der Verlässlichkeit. Die Verlässlichkeit ist in der Hauptsache abhängig von der Tauglichkeit (Validität) des Störungskonzeptes, d. h. wie genau lassen sich in wissenschaftlichen Untersuchungen die klassifikatorischen Kriterien bestätigen, Interventionen als geeignet (effektiv) und Prognosen als anmassen nachweisen. Die Entwicklung von Konzepten und Diagnosen ist also ein fortschreitender wissenschaftlich gestützter Prozess, der in sinnvoller Weise kontinuierlich Änderungen und Verbesserungen auf der Basis neuer wissenschaftlicher Erkenntnis unterliegt.

Im Bereich dissozialen und kriminellen Verhaltens finden wir in den Klassifikationen u. a. Störungsbegriffe für umfangreiche oder einzelne Verhaltensweisen, die mit Dissozialität in Verbindung gebracht werden. Besonders relevant sind die mit Sexualverhalten assoziierte Störungen auch im Jugendalter.

Pädophilie ist durch das Verhalten definiert, dass innerhalb der letzten 6 Monate ein intensiver Drang bestand, sexuelle Aktivitäten mit Kindern, in der Regel unter 13 Jahren, aber auch anderen Minderjährigen durchführen zu wollen oder diese mit Kindern ausgeführt zu haben. Pädophile Handlungen werden auch von Jugendlichen verübt. Pädophile Störungen in der Jugend können mit eigenen Missbrauchserfahrungen zusammenhängen, treten u. a. auch in der Heimerziehung gegenüber jüngeren und Altersgleichen und in der Familie gegenüber jüngeren Geschwistern auf. Grade in diesem Bereich wird eine hohe Dunkelziffer bestehen. Wegen der möglichen besseren Behandlungsmöglichkeiten der Pädophilie ist eine frühe Erkennung und Intervention besonders wichtig. Der Exhibitionismus ist auch im Jugendalter präsent, hiermit wird ein innerhalb der letzten 6 Monate aufgetretenes unbeherrschbares Verlangen bezeichnet, die eigenen Genitalien fremden Personen zu zeigen. Es sind vornehmlich männliche Jugendliche und Männer betroffen. Dieses Verhalten kann im Jugendalter sehr schwierig zu beurteilen sein, das das prahlende Zuschaustellen von Geschlechtsteilen grade bei männlichen Jugendli-

chen als Imponiergehabe oder als eine Provokation gegen über männlichen und weiblichen altergleichen Personen oder Erwachsenen auch als Exhibitionismus aufgefasst werden kann und andererseits dennoch zur ersten Manifestation eines sexuell motivierten Exhibitionismus gehören kann. Der Frotteurismus ist dadurch gekennzeichnet, dass der Drang besteht, den eigenen Körper gegen andere Personen zu drücken, die sich der Sexualität des Verhaltens des Täters nicht bewusst sind. Der Frotteurismus (in Japan bildet dieses Verhalten in Verbindung mit deutlichen handgreiflichen Berührungen in öffentlichen Verkehrsmitteln ein inzwischen polizeilich breit angelegt verfolgtes Problem) findet häufig in Menschenmengen statt. Hier ist bei Jugendlichen häufig zwischen entwicklungsbedingter sozialer Enthemmung und einem auffälligen und pathologischen Verhalten zu unterscheiden. Hier darf die Bedeutung für eine zukünftige gestörte Entwicklung nicht unterschätzt werden und es ist eine Würdigung des Gesamthintergrundes derartiger Handlungen vorzunehmen. Der sexuell geprägte kriminelle Sadismus besteht aus dem nicht unterdrückbaren Verlangen und der resultierenden sexuellen Erregung, im Zusammenhang mit Phantasien oder Handlungen, bei denen ein nicht freiwilliges Opfer gequält oder verletzt wird. Sadistische Handlungen sind bei Jugendlichen eher selten, jedoch können Jugendliche hier zum Opfer werden. In einigen Fällen zeigen sich bei jugendlichen versteckte sadistische Tendenzen, die erst im Erwachsenenalter zur vollständigen Ausprägung kommen. Der Voyeurismus ist durch das Verlangen gekennzeichnet, andere Personen, die sich nicht beobachtet fühlen und nicht beobachtet werden wollen, bei sexuellen Handlungen zu beobachten. In diesem Falle ist zwischen jugendlicher Neugier mit Verletzung sozialer Regeln oder einer sich entwickelnden voyeuristischen Haltung mit delinquenten Folgen zu differenzieren. Ein gewagter Blick in die Umkleidekabine der Jugendlichen des anderen Geschlechts erfüllt meist nicht die Kriterien voyeuristischer Störungen. Zu weiteren Paraphilien gehören das sexuelle Belästigen am Telefon (Scatologia), die Nekrophilie (sexuelles Verlangen/Handeln an Toten) und die Zoophilie (sexuelle Verhaltensweisen oder Verlangen gegenüber Tieren). Diese Formen bilden bei Jugendlichen nicht zu unterschätzende Raritäten. Insgesamt sind sexuelle Störungen im Jugendalter nicht in der Häufigkeit wie bei Erwachsenen zu festzustellen, jedoch sollten sie in diesem Alter besondere Beachtung finden, da vermutlich in der Jugend noch eine bessere therapeutische Ansprechbarkeit als bei Erwachsenen vorliegt. Eine nachgebende Haltung der Organe der Rechtspflege hat sich insbesondere bei delinquenten sexuellen Verfehlungen männlicher Jugendlicher nicht bewährt, frühe Interventionen verbessern vermutlich in einem hohen Maße die Prognose der auffälligen Jugendlichen.

Den Störungen aus dem zwanghaften Spektrum werden die Pyromanie, also das plötzliche Feuerlegen aufgrund der Faszination wegen des Feuers oder einem Lustgewinn an dem Feuer und die Kleptomanie als impulsives, teilweise sinnloses Stehlen von Objekten, zugeordnet. Klassische Pyromanie betrifft primär das männliche Geschlecht, während bei Frauen eine Assoziation

mit suizidalen Handlungen beobachtet wurde (s. Kap. 9). Weitere Störungsbilder aus diesem Spektrum sind das pathologische Spiel, das Stalking (fortgesetztes Belästigen durch Liebeswerben) und das durch kriminelle Selbstgefährdung gekennzeichnete zwanghafte Einkaufen (z.B. ohne zu zahlen, Kredit- und Bankkartenbetrug oder vergesellschaftet mit Kleptomanie). Grade Stalking ist differentialdiagnostisch in psychologisch-psychiatrischer Hinsicht und aus der Perspektive der Justiz bei Jugendlichen ein Problem, da hier Varianten entwicklungsmäßiger Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht durchaus als Belästigung im Sinne von Stalking aufgefasst werden können, obwohl mangelnde soziale Fähigkeiten oder eine erhöhte Kränkbarkeit in dieser z.T. durch mangelnde Selbstwertgefühl geprägten Altersphase diesem Verhalten zugrunde liegen können. Stalking ist ein im Jugendalter nicht ausreichend erforschtes Thema, d.h. es können weder Prävalenzdaten noch Angaben zu den Ausprägungsformen referiert werden.

Weitere Störungen sind explosive und impulsive Verhaltensausschübe sowie die Verwendung nicht erlaubter psychoaktiver Substanzen, die daraus resultierende Sucht und der Missbrauch dieser Substanzen. Bei Jugendlichen ist Suchtgefährdung, Suchtentwicklung von dem entwicklungsmäßig erklärbaren Neugier- und Probierverhalten zu unterscheiden. Auch aus letzterem können sich schwere Suchtstörungen entwickeln.

Traumatisierung, Vernachlässigung durch Eltern oder Hilfesysteme, mangelnde elterliche Aufsicht und Fürsorge, Armut und sozialen Benachteiligung, belastende Erfahrungen aus Krieg und Flucht, Migration mit entsprechenden Anpassungsproblemen, mangelnde Beachtung kindlicher Bedürfnisse im Scheidungsprozess können einflussreiche Faktoren bei der Ausbildung von Sozialverhaltensstörungen und Delinquenz sein. So berichteten Cauffman et al. (1998) von einer höheren Rate von Posttraumatischen Stressstörungen (PTSS, eng. PTSD) bei delinquenten weiblichen Jugendlichen und Kataoka et al. (2001) beschrieben eine hohe Anzahl emotionaler Störung und Suchtmittelabhängigkeiten in einer Stichprobe inhaftierter weiblicher Jugendlicher.

In neurokognitiven Bereich sind Lese- und Rechtschreibstörungen, allgemeine Schulleistungsstörungen, so wie Behinderungen in Bereich neuropsychologisch messbarer Funktionen von Aufmerksamkeit und Gedächtnis wesentliche Faktoren, die Einfluss auf eine delinquente Entwicklung bei beiden Geschlechtern in Jugendalter haben können. Hierzu gehören auch die im DSM-IV definierten Aufmerksamkeitsstörungen, die Impulsstörungen und die Hyperaktivitätsstörungen (ADHD).

Zoccolillo (1993) fand in seiner Studie in einer Stichprobe delinquenter Jugendlicher, dass die Prävalenz von Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen (ADHS) bei Mädchen höher lag als bei Jungen. Loeber und Keenan (1994) beobachteten in einer Literatur-Übersicht, dass die Rate komorbider Störungen in Form von ADHS, Angststörungen und Suchtmittelmissbrauch bei delinquenten weiblichen Jugendlichen höher lag als bei männlichen.

Schließlich finden sich die Sozialverhaltensstörungen als frühe und kindliche Form dissozialen Verhaltens sowie die antisoziale Persönlichkeitsstörung als umfangreichere und manifestierte Formen einer delinquenten devianten und ggf. chronischen Ausprägung von dissozialem Verhalten in der Adoleszenz. Die Prävalenz der Sozialverhaltensstörungen liegt bei männlichen Personen unter 18 Jahren bei 6–16% und bei weiblichen Personen bei 2–9% (American Psychiatric Association 1996). Im Jugendalter ist es zulässig die Diagnosen der der Persönlichkeitsstörungen zu verwenden, wenn

1. die entsprechenden Diagnosekriterien bei den Jugendlichen vorliegen und
2. bei dieser Zuordnung berücksichtigt wird, dass Persönlichkeitsstörungsdiagnosen nicht die Stabilität aufweisen, wie dies bei den gleichen Diagnosen im Erwachsenenalter gilt.

In der Adoleszenz können sich Vollbilder und nicht komplette Störungsbilder der genannten Auffälligkeiten manifestieren. Weiterhin ist immer zu beachten, dass altersbedingt diese Störungsbilder nur vorübergehend mit Spontanremission auftreten können, teilweise auffällige oder sogar extreme Varianten weitgehend normaler Entwicklungsstufen sein können und durch mangelndes soziales Verständnis und noch nicht angemessen entwickelte soziale Kompetenz bedingt sein können.

Um die Zuordnung der Erscheinungen der Psychopathologie auch in diesem Zusammenhang aufrecht zu erhalten, ist eine Prüfung der Konstruktvalidität dieser zusammengefassten Diagnosen notwendig. Unter Konstruktvalidität ist zu verstehen, dass die einzelnen Symptome und die anderen biopsychosozialen Anteile, die dieses Störungsbild bilden, in einem sinnvollen und statistischen Zusammenhang stehen, der einer Prüfung mit einer angemessenen wissenschaftlichen Methodik stand hält. Die empirische Überprüfung der Annahmen, die die einzelnen Störungsbilder bilden, ist somit eine Notwendigkeit, um die angemessenen Kriterien zu bestimmen, und um die aus dem Konstrukt abgeleiteten Aussagen zu Therapie und Prognose zu validieren. Es ist also ein kontinuierlicher Prozess der wissenschaftlichen Erfassung der Übereinstimmung der diagnostischen Konstrukte mit einem objektiv messbaren zugehörigen Sachverhalt notwendig.

Aufgrund der fehlenden Validierung ist dissoziales (delinquentes) Verhalten im Zusammenhang zu psychosozialen Störungen in vielen Bereichen immer noch ein offenes und ungeklärtes Konstrukt. In vielen Fällen wird diese Tatsache nicht einmal diskutiert. Somit besteht die Möglichkeit, dass Unterschiede in der Häufigkeit kriminellen Verhaltens zum Beispiel zwischen Männern und Frauen aus der Konstruktbildung resultieren, weil die Kriterien für ein Störungsbild bzw. eine Auffälligkeit nur für das unerwünschte Verhalten bei einem bestimmten Geschlecht zutreffen können. So kann dissoziales Verhalten und eine zugrunde liegende Psychopathologie so definiert sein, dass

sie z.B. nur für ein Geschlecht gilt bzw. nur bei einem Geschlecht als normabweichend gelten kann. Aus diesem Grund kann bei einem Geschlecht das Verhalten als krank und beim anderen als kriminell aber voll verantwortungsfähig bewertet werden (z.B. Neigung Gewalttaten bei Frauen als pathologisch und bei Männern als einfach absichtlich zu bewerten). Außerdem bildet delinquentes oder kriminelles Verhalten methodisch das unzureichende Konstrukt, da die Tatsache, dass ein Verhalten als kriminell bewertet wird, von vielen zum Teil willkürlichen Faktoren abhängen kann (Beispiele: länderspezifische Verfolgung des Cannabisgebrauchs, unterschiedliche Steuergesetze oder Verkehrsregeln und die Bestrafung der Verstöße, unterschiedliche Bewertung von Gewalttaten, z.B. häusliche Gewalt in der Sozialgeschichte, Bestrafung der Gebräuche von Außenseitergruppen und des Sexualverhaltens von Minderheiten [z.B. Homosexualität usw.]).

3.4 Dissozialität im evolutionären Kontext

Nicht nur der Aspekt des Konstruktes, sondern auch die biopsychosoziale Evolution hat Einfluss auf den Krankheits- und Störungsbegriff. Dissoziales Verhalten scheint aus heutiger Perspektive maladaptiv zu sein. Delinquentes Verhalten kann jedoch aus einer evolutionären Perspektive erfolgreich und sogar in einer bestimmten sozialen Gruppe ein hoch akzeptiertes und gefördertes Verhalten sein.

Einrichtungen wie Polizei und ein verlässliches nachvollziehbares rechtstaatliches Rechtssystem stellen relativ junge Entwicklungen in der Menschheitsgeschichte dar. Zwar gab es auch zu früheren Zeiten Einrichtungen, die den heutigen Ordnungs- und Rechtspflegeorganen entsprechen bzw. deren Rolle einnahmen, jedoch bot das Fehlen von Regelwerken und umfassend niedergeschriebenen Gesetzen auch in so genannten frühen Hochkulturen im großen Umfang Gelegenheit zur Willkür. Diese Willkür erstreckte sich sowohl auf den definitiven Bereich, also in der Bestimmung abweichenden Verhaltens in Form einer mündlichen Rechtsprechung, und den sanktionierenden Teil, also bei der Definition einer angemessenen Strafe. Schließlich ist noch die normative Komponente zu berücksichtigen, es ist interkulturell betrachtet immer noch in großem Umfang zufällig, was als abweichendes Verhalten gilt und unter Strafe steht. Die Definition abweichenden Verhaltens unterliegt einem sozialhistorischen Wandel. Gesellschaften, die diesen Wandel berücksichtigen und gleichzeitig auf ein sinnvolles und überdauerndes Grundwertesystem zurückgreifen konnten, entwickelten vermutlich die nachhaltigeren Rechtssysteme und die stabileren Gesellschaftsstrukturen. Auf der anderen Seite förderten starre Gesellschaften dissoziales Potenzial, weil notwendige Innovationen nur durch deviantes Verhalten durchzusetzen waren. Auch in heutiger Zeit kann am Beispiel der illegalen und in jüngerer Vergangenheit häufigeren Hausbesetzungen gezeigt werden, dass diese begrenzt ein

auf die Politik und das soziale Geschehen förderlichen Einfluss auf Raumplanung und Wohnraumversorgung haben konnten, z.B. durch den Erhalt einer Wohnbebauung oder durch Sensibilisierung von Behörden und Eignern, die Leerstände vermieden, um nicht besetzt zu werden. Die daraus resultierenden neuen und zugehörnden Probleme mit zusätzlicher Delinquenz (z.B. Drogengebrauch oder -handel, Gewalttätigkeit usw.) stellen einen Gesamtkomplex dar, der mit einfachen polizeilichen Maßnahmen natürlich nicht aufzulösen ist, sondern grundsätzliche politisch getragene Innovationen erfordert.

Weiterhin kann einerseits in vielen Fällen ein evolutionärer Druck bestanden haben, dissoziales Verhalten zu entwickeln und auf der anderen Seite kann sich Widerstand gegen dieses dissoziale Verhalten aus gleichen Gründen entwickelt haben. Die Völker, die sich als Eroberer in der Menschheitsgeschichte hervorgetan haben, waren sehr erfolgreich und wirkten förderlich auf die Entwicklung ihrer Länder. Dennoch basierte dieser Erfolg auf individuellem und kollektivem Unrecht an anderen Stämmen und Völkern und steht aus heutiger Perspektive im nationalen und internationalen Recht unter Strafe, die jedoch in vielen Fällen immer noch nicht durchgesetzt werden kann.

Festzuhalten bleibt, dass antisoziales und „hintergehendes“ Verhalten eine evolutionäre Basis hat und dass auch der Widerstand dagegen in evolutionären Entwicklungen begründet ist. Dass dabei die Merkmalsträger der unterschiedlichen Geschlechter verschiedene Rollen gespielt haben können, ist evident und inwieweit dabei eine Rollenverteilung hinsichtlich der Entwicklung einer Neigung zu dissozialem Verhalten eine Rolle spielt, bleibt noch darzustellen (Crawford 1987).

Sowohl die Konzepte der „reproduktiven Kapazität“ als auch die der „Selbstsucht“ lassen die Möglichkeit zu, spezielle Hypothesen hinsichtlich geschlechtsspezifischen Verhaltens im Bereich der Dissozialität zu formulieren.

Dies mag am Ansatz der zentralen Hypothese in Dawkins (1976; 1989) erläutert werden. Er nimmt an, dass die menschlichen Körper (Überlebensmaschinen) bloße Träger so genannter Armeen von rücksichtslosen Genen sind. Diese „Überlebensmaschinen“ versuchen sich erfolgreich in der Welt gegen andere Körper durchzusetzen und sich zu verbreiten. Selbst wenn das Individuum stirbt, haben diese Gene bei erfolgreicher Durchsetzung in der Natur weitreichend eine Nachfolge hinterlassen. Erfolg hierbei setzt voraus, dass bestimmte Regeln des sozialen Lebens gebrochen werden, dass die Träger dieser Gene sich häufig reproduzieren, z.B. nicht zu lange in einer ggf. kinderlosen oder mit geringen Nachkommenschaft gekennzeichneten Partnerschaft verharren oder im Konkurrenzkampf um einen potenziellen Partner ein ausgeprägtes Maß an Rücksichtslosigkeit zeigen. Aufgrund der Ausbreitungswege der Gene könnten hierbei Männer einerseits über erfolgreichere Strategien verfügen und andererseits deswegen auch eine größere Neigung zu einem zuvor beschriebenen Vorgehen haben. Beispiele hierfür werden im Tierreich bei in

Kolonien wohnenden Vögeln gefunden, die die Kinder ihrer Nachbarn fressen, wenn deren Eltern die Brutstätte verlassen haben. Auch die Gottesanbeterin frisst ihren Partner nach der Zeugung. Die beliebten antarktischen Pinguine stoßen gelegentlich ihren unmittelbar neben ihm stehenden Artgenossen ins Meer, um so empirisch festzustellen, ob sich für sie bedrohliche Tiere im Wasser befinden.

Auf der anderen Seite lässt sich jedoch altruistisches Verhalten finden. So opfern sich die Honigbienen durch den Abwehrstich und den darauf folgenden Tod für die Sicherheit ihrer sozialen Gemeinschaft auf. Dabei ist jedoch fraglich, ob sich die Biene dieser Konsequenz bewusst ist. Blut saugende Fleckermäuse brechen einen Teil ihrer Beute wieder aus, um mit dem Erbrochenen bei der Nahrungssuche weniger erfolgreiche Artgenossen zu füttern. Spezifische Geschlechtspräferenzen werden bei einem solchen Verhalten nicht beobachtet.

Weiterhin ist ein wichtiger Aspekt die *Reziprozität des Altruismus* wie ihn Trivers (1971) darstellte. Es zahlt sich für einen Helfer aus, einem Anderen Unterstützung zu geben, wenn die Kosten/Nutzen-Rechnung angemessen ist. Dass altruistische Verhaltensweisen nicht durchgängige Merkmale sind, kann in der Natur beobachtet, wenn Symbiosen z.B. zwischen Fischen bestehen. Ein kleinerer Fisch beseitigt beim größeren die Parasiten, weil diese die Nahrungsgrundlage der kleinen Fische bilden. Es konnte jedoch nachgewiesen werden, dass diese Symbiose nicht zum vollständigen „Glück“ des Gastes führt, da regelmäßig bei den Gastgebern die symbiotisch nützlichen Gastfische im Magen gefunden worden sind. Das Fehlen des reaktiven Altruismus ist ein durchgängiges Thema in der Menschheitsgeschichte, z.B. wenn der Retter nach dem Widererstarken des Geretteten von diesem erschlagen wird, weil die Feindschaft und das Motiv zum Töten durchgängiger war als das Motiv der Dankbarkeit. Dies ist eine ähnlich geartete Erfahrung, die z.B. in vielen Fällen heute Sozialarbeiter und Sozialpädagogen im Umgang mit dissozialen und kriminellen Jugendlichen und Erwachsenen machen. In diesem Fall kann die durch die maladaptive Rolle erworbene Neigung, eine derartige Form des Hintergehens zu begehen, zu Unterschieden im Auftreten derartiger Verhaltensweisen führen. Insbesondere spielen hierbei auch Settingvariablen eine große Rolle. So werden bestimmten Formen gegenseitiger Abhängigkeit sicherlich im erhöhten Maße dazu führen, dass derartige Handlungen bei den Betroffenen auftreten und auf der anderen Seite können insbesondere sexuelle Abhängigkeiten und ein vorgängiges übergriffiges Verhalten, besonders bei weiblichen Jugendlichen derartige Formen der Delinquenz induzieren und im nachhinein rechtfertigen. Wenn z.B. ein dissoziales junges Mädchen bemerkt, dass es für Betreuer attraktiv und verführerisch ist und glaubt, dadurch Vorteile für sich gewinnen zu können, so wird es diese nutzen und für sich akzeptabel „natürlich“ die aus dem inadäquaten Verhältnis resultierenden Verabredungen nicht einhalten. Der Betreuer muss damit rechnen, dass

sein übergreifiges Verhältnis trotz aller Versprechungen und Liebesschwüre jederzeit herauskommen wird, wenn dies für das betroffene Mädchen sinnvoll ist und eine Verbesserung der sozialen Situation verspricht. Dabei können auch emotionale Beweggründe eine Rolle spielen, „ihr seid nicht besser als ich und meine Familie“ oder einfach „Rache“ an den als feindlich wahrgenommenen Repräsentanten der Jugendhilfeorganisationen. Dies gilt auch für Formen der homosexuell getönten Abhängigkeiten unter derartigen Rahmenbedingungen. Welches Verhalten „dissozialer“ ist, sei hier nicht weiter diskutiert. Auf jeden Fall kehrt die soziale Vorbildfunktion und das soziale Lernen in einer solchen Situation negativ um, wodurch ein massiver Schaden für die Schützlinge entsteht und sich die beabsichtigte Verbesserung der Situation und Entwicklungsstufe des Jugendlichen in eine weitere Schädigung wandelt.

3.5 Anthropologische Studien zur Dissozialität

Es ist bekannt, dass in verschiedenen Stämmen der Welt unterschiedliche Formen sozialer Ordnungen bestehen. In bestimmten Stämmen können allgemein als dissozial geltende Verhaltensweisen von den Mitglieder gefordert oder im vollen Umfang akzeptiert sein. Beispiele für eine eher westlich ausgestaltete Sozialordnung ist die der „Kung Bushmen“ (Buschmenschen), die von Lee und DeVore (1976) dargestellt wurden. In dieser Gruppe herrscht eine hohe innere Kohäsion, es besteht Monogamie und die Paare kümmern sich intensiv um ihren Nachwuchs. Die Lebensbedingungen sind kärglich in einer Wüstenlandschaft und es besteht ein hohes Maß gegenseitiger Abhängigkeit.

Demgegenüber leben die Mundurucu in einem tropischen nahrungsreichen Gebiet (Murphy u. Murphy 1974). Die weiblichen Stammesmitglieder kümmern sich vollständig um die Gewinnung der Nahrung. Männer und Frauen leben bis auf die Tatsache, dass Sexualität und Reproduktion gemeinsam stattfindet, getrennt voneinander. Die Männer beschäftigen sich mit Wettbewerben und diskutieren über Politik, reden über Überfälle auf andere Stämme, Krieg, Klatsch, Kämpfe und entwickeln männliche rituelle Zeremonien. Die Männer schlafen zusammen in einem Haus getrennt von den Frauen. Die Frauen gelten aus Sicht dieser Männer als gefährlich, insbesondere während der Menstruation, und auch dem sexuellen Kontakt wird ein hohes Gefährdungspotenzial zugeschrieben. Die Mütter distanzieren sich recht früh nach der Säuglingszeit von ihren Kindern und die Väter spielen nur eine geringe Rolle bei der Förderung der Entwicklung ihrer Kinder. Als besonders gute männliche Eigenschaften gelten gute sprachliche Fähigkeiten für politische Ansprachen, Furchtlosigkeit, besonderes Geschick beim Kämpfen und die Fähigkeit, andere zu manipulieren und zu betrügen, insbesondere die potenziellen Mütter der zu zeugenden Kinder. Als höchstes Ziel der Männer gilt, möglichst viele Nachkommen bei minimaler partnerschaftlicher Investition hierfür zu zeugen. In gleicher Weise wird erfolgreiches weibliches Leben in

diesem sozialen Kontext dadurch definiert, wenig in die Erziehung der Kinder investieren und die Frauen werden als besonders erfolgreich betrachtet, die den Partner hinsichtlich seiner Vaterschaft perfekt hintergehen können, die übertriebene Ansprüche durchsetzen und die sich in besonderem Maße monogamen Verbindungen widersetzen. In dieser Gesellschaft wird vielen als dissozial eingeschätzten Eigenschaften ein hoher Stellenwert zugeordnet, sie gelten als erwünschtes und erfolgreiches Verhalten. Ein reziproker Altruismus hat in dieser Gesellschaftsform einen niedrigen Stellenwert. An diesem Beispiel ist zu sehen, dass sowohl Männer als auch Frauen unter anderen sozialen und gesetzlichen Bedingungen soziale Eigenschaften in ihrem Zusammenleben entwickeln, die letztlich in ihrer Kultur in hohem Maße anerkannt sind. Dabei werden bewusst die Benachteiligung und der materielle oder ideelle Schaden des anderen in Kauf genommen. Unter diesen Entwicklungsbedingungen müssen Kinder sehr schnell adaptive und vermutlich in großem Maße den Erwartungen der Erwachsenen widersprechende und somit dissoziale Überlebensstrategien entwickelt haben, um weitgehend unbeschädigt aufwachsen zu können. An diesem Beispiel ist weiterhin zu sehen, dass männliche und weibliche Verhaltensformen, die in westlichen Gesellschaften als dissozial gelten, als Handlungsprinzipien in gleichem Maß bei beiden Geschlechtern ausgeprägt sein können und dass die Fürsorge für Kinder und die Förderung ihrer Sozialisation Ideale sind, von denen sich die Mütter in gleicher Weise distanzieren oder die sie idealisieren können. Die günstigen Lebensbedingungen scheinen dazu zu führen, dass eine starke Besinnung auf die eigene Person und ein ausgeprägter Egoismus vorherrschend sind. Die Notwendigkeit einer vertrauensvollen Unterstützung und gegenseitige Abhängigkeit spielen offensichtlich keine große Rolle. Derartige Beschreibungen lassen Assoziationen zu Wohlstandsgesellschaften zu, in denen die Beobachtung gemacht wird, dass Eltern teilweise geringes Interesse an der Aufzucht der Kinder haben und die sexuellen oder sozialen Beziehungen weniger stabil geworden sind.

Die Anthropologen McMillen und Kofoed (1984) entwickelten eine soziobiologische Theorie dissozialer Persönlichkeit. Sie behaupteten, dass es eine genetische Basis für dissoziale Persönlichkeitsstörungen gibt, dass es eine Stufung hinsichtlich der Dimensionen der dissozialen Persönlichkeit besteht und dass das Auftreten dissozialer Persönlichkeitsmerkmale zu Beginn der aktiven Fortpflanzungstätigkeit auftritt. Die Dissozialität „brenne“ mit dem Alter aus, in gleicher Weise wie sich das Potenzial zur Vermehrung reduziert. Weiterhin gibt es einen deutlichen Geschlechtsunterschied in Bezug der männlichen Personen im dissozialen Verhalten, weil Frauen hochwertige biologische und soziale Investitionen in Form ihrer Kinder unternehmen und dass es eines größeren Ausprägungsgrades der genetischen Disposition zum Auftreten von dissozialem Verhalten bei weiblichen Menschen bedarf. Weiterhin tritt ein höheres Maß an Promiskuität und eine verringerte Stabilität der sozialen Beziehungen bei durchschnittlicher Fruchtbarkeit und einem niedrigen sozio-

ökonomischen Status bei Personen auf, die ein dissoziales Verhalten entwickeln. Die Autoren behaupten, dass zwischen diesen Aussagen und ihren empirischen Daten ein enger Zusammenhang besteht. Dennoch ist zu kritisieren, dass dieser Ansatz von McMillen und Kofoed (1984) keine verlässlichen Aussagen zur antisozialen Persönlichkeit zulässt, da bestimmte Einflüsse wie verbale Überzeugungskraft, die Fähigkeit, andere zu übervorteilen, die Fähigkeit zur Entwicklung eines parasitären Lebensstils, die mangelnde Verantwortungsübernahme als Eltern und ein normaler Lebensstil sowie eine erhöhte Promiskuität nicht allein durch ihre Annahmen erklärt werden können (Raine 1993).

Vergewaltigung kann im Sinne einer genetischen Sichtweise als ein eher typisch männliches Vergehen angesehen werden, das mit Auftreten des reproduktiven Potenzials zunehmend zu beobachten ist und somit schon in der Adoleszenz auftritt. Dabei können in einigen Fällen vorherige eigene erlebte Missbrauchserfahrungen eine Rolle spielen, jedoch kann die Bereitschaft zur Vergewaltigung ohne eine traumatisierende Erfahrung auf der Basis einer dissozialen Grundhaltung entstehen. Die Vergewaltigung stellt für den Mann mit dissozialer Haltung eine Abkürzung und Entbindung vom Prozess der unsicheren Umwerbung eines potenziellen weiblichen Partners dar. Dabei treten als subjektive Vorteile für den Mann unter einem archaischen Gesichtspunkt neben der Verteilung der genetischen Information auch noch eine Entbindung von Verpflichtungen gegenüber einem potenziellen Nachwuchs auf. Es besteht auch die Möglichkeit, das Opfer im Nachhinein abzuwerten, wodurch eine weitere subjektive Rechtfertigung für das männliche Verhalten möglich wird. Vergewaltigung findet sich im Tierreich z.B. bei Skorpionfliegen, bei denen das männliche Tier ein weibliches mit einem toten zur Nahrung geeigneten Insekt lockt. Während das weibliche Tier das tote Insekt frisst, wird es durch das männliche Tier unfreiwillig begattet.

Die Übertragung eines solchen Modells der Skorpionfliegen, die anscheinend keine Kompetenz zum Werben um die Weibchen haben, ist auf den Menschen nicht sinnvoll, weil in den meisten Fällen ein zentraler Aspekt menschlicher Vergewaltigungstaten darin liegt, dass sie von sexuell gestörten und teilweisen hinsichtlich ihrer reproduktiven Kompetenz beeinträchtigten Personen begangen werden. Dadurch ist das Ziel der Vermehrung durch diesen Akt bei Menschen verfehlt. Die bei einer Vergewaltigung unter Menschen aufgezwungen sexuellen Handlungen zeigen, dass es hierbei nicht primär um eine Verteilung des genetischen Materials von Seiten des Vergewaltigers geht. Auch unterscheidet sich das menschliche Verhalten vom Tierreich, da hier nicht attraktive und reproduktiv vermutlich fortpflanzungsfähige Opfer gesucht werden. Vergewaltiger sind in vielen Fällen recht willkürlich bei der Auswahl der Opfer. Die Erwartung des Täters, dass er Erfolg mit seiner Handlung hat und der Entdeckung und Bestrafung entgehen wird, bestimmt die Auswahl des Opfers und die Umstände bei typischen Vergewaltigungen.

Mord kann aus einer evolutionären Perspektive als ein aggressives Überwältigen des einen genetischen Pools durch einen anderen betrachtet werden. Dies kann neben anderen Ursachen als Erklärung dafür dienen, dass die Wahrscheinlichkeit höher ist, von einem genetisch Fremden umgebracht zu werden. Daly und Wilson (1988) stellen heraus, dass nur 33% der Morde in den USA unter Verwandten begangen werden. 19% der Mordopfer im Jahr 1972 waren Ehefrauen, die von ihren Männern getötet wurden. Nur in 6% der Mordfälle wurden Blutsverwandte getötet. Das bedeutet nicht, dass Mordtaten vollständig aus evolutionärer Perspektive erklärt werden können. Dafür gelten in einer modernen Gesellschaft zu viele andere Einflussfaktoren, jedoch ist dieser Ansatz in besonderem Maße anwendbar, um das Überschreiten der psychosozialen und moralischen Schranken bei diesen Taten zu erklären. Außerdem treffen Morde nicht auf soziale Zustimmung und sind kein erfolgreiches Problembewältigungsverhalten. Sogar die geplanten Taten sind meist als Methode der Problembewältigung irrational, widersinnig und häufig für den Täter schädlich, da er in vielen Fällen die Eigengefährdung bei der Tat nicht einkalkuliert hat. Vielmehr imponiert das kurzsichtige, affektiv stark getönte Verhalten ohne ein rationales Abwägen der Vielzahl möglicher Konsequenzen der Handlung. Wesentlich für die Geschlechter differenzierte Betrachtung ist, dass Mord als eine Maximalvariante aggressiven Verhaltens häufiger von Männern und in der Adoleszenz bei deutlich geringer Häufigkeit in der überwiegenden Mehrheit von männlichen Jugendlichen begangen wird.

Insgesamt können evolutionäre Anteile als wesentlicher Beitrag für dissoziales und delinquentes Verhalten betrachtet werden, jedoch darf nicht vergessen werden, dass Umweltfaktoren einen starken Einfluss haben und in vielen Fällen modulierend wirken. Weiterhin ist zu bedenken, dass dissoziale und kriminelle Verhaltensweisen insgesamt gemessen am gesamten Verhalten eines Menschen einen nur minimalen Anteil haben. Menschen mit delinquentem Verhalten sind die überwiegende Zeit des Tages unauffällig und begehen ihre Taten impulsiv oder geplant in einen überschaubaren Zeitraum. Weiterhin wird im Verlauf des Lebens das dissoziale Verhalten nicht durchgängig gezeigt, dabei stellt gerade diese Unberechenbarkeit des Auftretens von Delinquenz einen Teil der Dissozialität dar.

In den vorangehenden Ausführungen konnte dargestellt werden, dass auch für Frauen unter entsprechenden Rahmenbedingungen eine Tendenz zu Dissozialität bestehen kann, dass vermutlich aber insbesondere die Aspekte des Gebärens und der Aufzucht von Kindern einen hohen Einfluss darauf haben, dass derartige Verhaltensweisen bei weiblichen Jugendlichen und Frauen weniger häufig auftreten, da sie die Funktionen der Aufzucht gefährden. Weiterhin scheinen männliche Lebewesen häufiger als weibliche Vorteile aus delinquentem Verhalten zu ziehen. Dies gilt sowohl für die Fortpflanzung als auch die Durchsetzung im sozialen Raum. Schwere Kriminalität wie Mord ist im Jugendalter selten und wird in der Mehrheit von männlichen Jugendlichen

begangen. Blutsverwandtschaft scheint vor Kapitalverbrechen zu schützen. Diese Familienregel ist jedoch nicht für die genetisch fremden Partnerinnen und Ehefrauen gültig.

Weitere anerkannte wichtige pathologische Faktoren bei dissozialer Entwicklung sind:

- kognitive neuropsychologische Beeinträchtigungen,
- Minderbegabung oder unterdurchschnittliche Intelligenz und
- Teilleistungsstörungen insbesondere in Form von Lese- und Rechtschreibstörungen.

Die Mehrheit der Betroffenen mit diesen Störungen sind Knaben bzw. männliche Jugendliche. Neurokognitive Defekte oder Dysfunktionen, die sich z.B. bei Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen finden lassen sowie pathologische Veränderungen der Transmitterfunktionen (z.B. Serotonin: Moore et al. 2002) und Hormonspiegel (Kortisol: Shoal et al. 2003) stehen meist im Zusammenhang mit einem psychiatrischen Krankheitsbild und bilden weitere Risikofaktoren für eine dissoziale Entwicklung. Die sozialen Rahmenbedingungen, das Milieu, die Zusammensetzung der Familie und deren Lebensschicksal spielen ebenso eine große Rolle für die Entwicklung von Dissozialität.

Auf die spezifischen Aspekte der Geschlechterunterschiede bei dissozialem Verhalten soll im Folgenden eingegangen werden.

3.6 Spezielle Forschung zu Geschlechterdifferenzen dissozialen Verhaltens

Moffitt et al. (2001) berichten über die Auswertungen der Dunedin-Langzeitstudie, in der 1000 männliche und weibliche Personen vom Alter von 3 bis zum Alter 21 Jahren (und in späteren Publikationen darüber hinaus [Moffitt et al. 2001]) beobachtet wurden. Es wurden Informationen darüber gesammelt, wie sich das dissoziale Verhalten mit dem Alter verändert, wann es zum ersten Mal auftritt, wann der Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht wird und zu welchen Entwicklungszeitpunkt aus sozialen Verhaltensstörungen kriminell delinquentes Verhalten wird. Der wesentliche Aspekt dieser Langzeitstudie ist der Versuch, Geschlechterdifferenzen und die ätiologischen Grundlagen dissozialen Verhaltens zu erfassen. Dabei beinhaltet dieser Ansatz der Untersuchung drei Disziplinen: Entwicklungspsychologie, Psychiatrie und Kriminologie. Wenn die Ergebnisse dieser Untersuchungen zusammengefasst werden, lassen sich zwei Hauptgründe für dissoziales Verhalten herausarbeiten. Zum einen gibt es Formen dissozialen Verhaltens, die sich als Störung der neurobiologischen Entwicklung darstellen und die in Zusammenhang mit einhergehenden neurobiologischen Störungen wie z.B. Autismus, Hyperaktivität, Dyslexie stehen. Bei diesen Störungen zeigt sich ein deutliches Über-

wiegen von betroffenen männlichen Personen, eine Manifestation im frühen Kindesalter, Chronifizierung mit Symptomatik bis ins Erwachsenenalter und eine relativ hohe Prävalenz in der Gesamtbevölkerung. Auf der anderen Seite lässt sich eine Gruppe mit dissozialen Verhalten definieren, die besonders repräsentativ für weibliche Dissozialität ist. Diese Gruppe zeigt ein besonderes soziales Phänomen, das seinen Ursprung in dem Muster und der Ausgestaltung der sozialen Beziehungen hat. Diese Form der Dissozialität manifestiert sich in der Adoleszenz und weist eine verhältnismäßig hohe Prävalenz auf. Geschlechterunterschiede bei dieser Form der Dissozialität sind vernachlässigbar gering, wenn z.B. beim dissozialen Verhalten bei Jungen und Mädchen Alkohol oder Drogensucht als Delinquenz fördernde Faktoren eine Rolle spielen, wenn ein Zusammenhang mit weiblicher Pubertät besteht und wenn die Mädchen früh intime Beziehungen aufnehmen (s. auch Kap. 10).

Insgesamt stellen Moffitt et al. (2001) fest, dass dissoziales Verhalten weiblicher wie männlicher Jugendlicher kausal ähnlichen Regeln folgt. Im Einzelnen referiert Moffitt für geschlechtsbedingte Unterschiede dissozialen Verhaltens folgende Ergebnisse:

Bei Verhaltensstörungen zeigt sich eine auf die Lebenszeitprävalenz bezogene Geschlechtsratio von 2,4:1 männlicher zu weiblichen Jugendlichen über alle Studien mit unterschiedlichen Stichproben und unterschiedlichen Erhebungsmethoden hinweg. In allen Altersstufen werden immer mehr männliche als weibliche Personen diagnostiziert, eine (dis)soziale Verhaltensstörung zu haben. Auch die Ausprägungsgrade und die Stellung in einer Rangreihe bleiben bei Jungen und Mädchen gleich, aber für Mädchen besteht eine geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie im weiteren Lebensverlauf dissozial bleiben werden. Bei Jungen weist diese Diagnose eine höhere Beständigkeit als bei Mädchen auf.

Bei schweren und aggressiven Verhaltensstörungen zeigen Jungen deutlich mehr physische Aggression und Gewalttätigkeit als Mädchen in allen Altersstufen und auch das Auftreten von Diebstahl und Gewalttätigkeit ist häufiger bei Jungen als bei Mädchen zu beobachten. Die Anzahl der Vergehen konzentriert sich bei Mädchen auf eine geringere Anzahl von Personen als bei Jungen in einer Population. Eine geringere Anzahl Mädchen begeht eine größere Anzahl Delikte, bei Jungen ist eine größere Anzahl delinquent, begeht aber nicht so viele Delikte pro Kopf wie die delinquenten Mädchen. Aber auch die delinquent aktivsten Mädchen zeigen eine geringere Häufigkeitsrate der Vergehen als die kriminell aktivsten Jungen. Des Weiteren wird dissoziales Verhalten der Jungen vermutlich deutlich häufiger offiziell sanktioniert, weil es häufiger vorkommt und die Taten schwerwiegender in Art und Ausprägung sind.

In der Untersuchung zeigte sich weiter, dass sich bei Jungen eine höhere Zahl relevanter Risikofaktoren zeigten als bei Mädchen. Zusammengefasst zeigen

Jungen häufiger neurokognitive Beeinträchtigungen, häufiger Hyperaktivität, weisen mehr Probleme mit Gleichaltrigen auf und zeigen deutlicher als Mädchen Symptome einer ausgeprägten negativen emotionalen Entwicklung. Diese Ergebnisse unterstützen die Hypothese, dass die Wahrscheinlichkeit bei Jungen dissozial auffällig zu werden erhöht ist, weil sie in einem höheren Maß individuellen und sozialen Risikofaktoren für dissoziales Verhalten ausgesetzt sind.

Hinsichtlich der Geschlechterdifferenzen der Entwicklung dissozialer Verhaltensweisen ließen sich aus der Dunedin-Studie (Moffitt et al. 2001) verschiedene Ergebnisse herleiten. Mädchen entwickeln selten lebenslange dissoziale Verhaltensstörungen, und wenn es vorkommt, gelten die gleichen Regeln wie bei Jungen, jedoch war das Verhältnis 1:100 Mädchen gegenüber Jungen in der Unterschichten-Kohorte eine lebenslange Persistenz der dissozialen Verhaltensstörung zu entwickeln. Diese geringe Häufigkeit lässt sich durch die geringere Anzahl der Risikofaktoren erklären, denen die Mädchen ausgesetzt sind. Männliche dissoziale Jugendliche haben insbesondere dann einen schlechteren Entwicklungsverlauf als weibliche Jugendliche, wenn sie eine „adoleszententypische“ dissoziale Störung aufweisen.

Bei weiblichen Jugendlichen folgt der Sozialverhaltensstörung häufig eine depressive Entwicklung und diese Störung wird bei Mädchen zunehmend bedeutsamer, d. h. die Depression löst die Störung des Sozialverhaltens ab.

Die größte Ähnlichkeit im dissozialen Verhalten weisen Jungen und Mädchen in der mittleren Pubertät um 15 Jahre auf. In diesem Alter steigen Prävalenz und Inzidenz für Verhaltensstörung bei Mädchen in einem solchen Maß an, dass sich der geringste Häufigkeitsunterschied zu männlichen Personen für dieses Störungsbild für das gesamte Leben ergibt. Jungen und Mädchen weisen die geringste Geschlechtsdifferenz bei Alkohol- und Drogendelikten auf. Gleichzeitig beginnen Jungen und Mädchen in allen Altersstufen ungefähr in gleicher Häufigkeit mit solchen Delikten. Bei Missbrauchshandlungen zeigt sich, dass physisch gewalttätiges Handeln bei Jungen stärkere Ausprägungsgrade als bei Mädchen annimmt. Die Art der Gewalthandlungen scheint jedoch durchgängig gleich zu sein, und weibliche Aggression kann nicht durch die geläufige Hypothese erklärt werden, dass weibliche Gewalttaten der Selbstverteidigung dienen würden. Vielmehr scheint es so zu sein, dass Jungen und Mädchen gleichartig motiviert aktiv gewalttätig sind.

Bei allen Jugendlichen, die dissoziales Verhalten vor dem Erwachsenenalter zeigen, existieren keine bedeutenden Geschlechtsdifferenzen hinsichtlich des Manifestationsalters. Die Eltern, Lehrer- und Selbsteinschätzungsskalen zeigen positive durchschnittliche Korrelationen für beide Geschlechter, was die Annahme nahe legt, dass dissoziales Verhalten bei Jungen und Mädchen in gleicher Weise zu allen Zeitpunkten vorhersagbar ist. Hinsichtlich des Ausprägungsgrades des dissozialen Verhaltens zeigen Jungen und Mädchen eine durchschnittlich ausgeprägte Stabilität in der weiteren Lebensentwicklung.

Für beide Geschlechter gelten die gleichen Risikofaktoren für die Vorhersage der Entwicklung einer dissozialen Persönlichkeitsstörung und es konnten keine replizierbaren geschlechtsspezifischen Risikofaktoren für dissoziales Verhalten gefunden werden (Moffitt et al. 2001). Familiäre Probleme beeinträchtigen die Ausprägung der intellektuellen Fähigkeiten. Temperamentfaktoren und Hyperaktivität schienen sich stärker auf eine dissoziale Entwicklung bei Jungen als bei Mädchen auszuwirken: Jedoch sind die Differenzen sehr niedrig und bieten damit nur schwache Unterstützung für die Hypothese, dass Jungen vulnerabler gegenüber Risikofaktoren für dissoziales Verhalten als Mädchen seien. Bei Jungen und Mädchen finden sich die gleichen Persönlichkeitszüge, die in einem korrelativen Zusammenhang zum dissozialen Verhalten stehen. Hinsichtlich einer lebenslangen dissozialen Entwicklung zeigen sich bei Jungen und Mädchen die gleichen Risikofaktoren:

- Familienproblematik,
- schlechte erzieherische Reaktion des Kindes,
- neurokognitive Defizite,
- Ausgrenzung durch Gleichaltrige und
- Hyperaktivität.

Beide Geschlechter zeigen das gleiche Komorbiditätsspektrum in Bezug auf die jeweiligen Störungen und das Alter ihres Auftretens. Die komorbiden Störungen sind hauptsächlich mit Verhaltensstörungen vergesellschaftet und nur in 10% der Fälle zeigte sich nur eine Verhaltensstörung. Die häufigsten komorbiden Störungen für beide Geschlechter sind:

- Angststörung,
- Depressionen,
- Drogenabhängigkeit,
- ADHS und
- Lesestörung.

Weiterhin unterstützen die Daten der Dunedin-Studie (Moffitt et al. 2001) nicht die Hypothese, dass eine dissoziale Entwicklungsgeschichte weniger Konsequenzen für Mädchen als Jungen habe. Dissoziales Verhalten hat schwerwiegende Auswirkungen sowohl für Jungen wie für Mädchen im Übergang von der Adoleszenz zum jungen Erwachsenenalter. Die Zunahme des Ausprägungsgrades der Verhaltensstörung bedingt unabhängig vom Geschlecht eine zunehmend beeinträchtigte psychosoziale Entwicklung. Sowohl Jungen wie Mädchen, die eine dissoziale Störung als Jugendliche oder junge Erwachsene zeigten, haben früh intime Beziehung zu Partnern aufgenommen, die kriminell sind oder die Einstellungen zeigen, die dissoziales Verhalten fördern. Bei der Erfassung dissozialen Verhaltens hat sich gezeigt, dass bei Jungen und Mädchen erste Anzeichen dissozialen Verhaltens in der Selbsteinschätzung drei bis fünf Jahre vor der offiziellen Feststellung der Dissozialität feststellbar waren. Die Ergebnisse der Selbsteinschätzung zeigen weiterhin,

dass das vollständig neue Auftreten der Dissozialität in der Adoleszenz äußerst selten ist, d.h., die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen zeigte dissoziales Verhalten schon in der Kindheit. Zweidrittel der Kinder und Jugendlichen mit ADHS, schädlichem Cannabiskonsum und schizophrenen Symptomen weisen auch Symptome einer Verhaltensstörung auf. Diese vier Störungsbilder bilden die zentrale Einheit eines dissozialen Syndroms in der Adoleszenz und im jungen Erwachsenenalter. Mithilfe der Risikowerte, die in der Dunedin-Studie (Moffitt et al. 2001) gesammelt wurden, konnte der Großteil der Variation bei dissozialem Verhalten verlässlich erklärt werden. Geschlechtsbedingte Unterschiede bei früh auftretendem dissozialem Verhalten können bei über einem Drittel der Fälle durch Temperamentsfaktoren und Hyperaktivitätsprobleme erklärt werden. Weiterhin erklären geschlechtsspezifische Störungen in der Beziehung zu Gleichaltrigen in einem Viertel der Fälle die geschlechtsspezifischen Unterschiede dissozialen Verhaltens sowie geschlechtsbedingte Abweichungen in Persönlichkeitsmerkmalen bei dissozialem Verhalten in fast allen Fällen. Problematische familiäre Umstände haben im gleichen Umfang negative Effekte auf Jungen und Mädchen und können somit nicht für einen geschlechtsspezifischen Ansatz der Erklärung von Dissozialität herangezogen werden.

In der Pubertät sind die höchsten Prävalenz- und Inzidenzraten für Verhaltensstörung bei Mädchen zu beobachten. Minderjährige Mädchen haben bei Drogen und Alkohol assoziierten Delikten häufiger Kontakt zu älteren mündigen Personen, die ihnen die Suchtmittel besorgen. Bei Gewalt in sozialen Beziehungen entspricht das gewalttätige Verhalten der Mädchen dem der Jungen.

Für junge Männer gilt in bedeutenderem Maße, dass eine dissoziale Störung in der Folge Einfluss auf Ausbildung, Arbeit, die Neigung zum Drogenmissbrauch und die kriminelle Entwicklung hat. Demgegenüber wirkt sich eine dissoziale Störung von jungen Frauen eher in dem Bereich von Beziehungsproblemen, dem Auftreten von Depressionen oder Suizidalität und einem beeinträchtigten Gesamtgesundheitsstatus aus. Die Hypothese eines paradoxen Stellenwertes für Geschlechter konnte in den Untersuchungen der Dunedin-Studie nicht bestätigt werden. Im Vergleich zu Jungen zeigten Mädchen mit Verhaltensstörungen keine größere Anzahl an komorbiden Störungen, keine Beeinträchtigung im familiären Umfeld und keine ausgeprägten Grade neurokognitiver Störungen, der Hyperaktivität oder im Bereich dissozialer und emotionaler Störungen. Der Schwellenwert für Mädchen dissozial zu werden liegt nicht höher als bei Jungen. Entscheidender ist, dass auf Mädchen weniger Risikofaktoren für dissoziales Verhalten als auf Jungen wirken. Hieraus lässt sich nicht der Schluss ziehen, dass die diagnostischen Kriterien für Verhaltensstörungen bei Mädchen weicher als bei Jungen zu formulieren sind. Vielmehr kann der Schluss gezogen werden, dass die Kriterien für Dissozialität und Verhaltensstörungen bei Jungen und Mädchen in gleicher Weise gültig sind.

Hinsichtlich einer intergenerationalen Perspektive des dissozialen Verhaltens lässt sich nach den Ergebnissen der Dunedin-Studie feststellen, dass dissoziale Jungen und Mädchen mit intimen Beziehungen zu kriminellen Partnern weniger gut ausgebildet sind, Defizite im Lesen zeigen und von diesen Partnern häufiger physisch missbraucht werden. Dissoziale Jungen und Mädchen haben eine höhere Wahrscheinlichkeit als Minderjährige Eltern zu werden. In der Kohorte der Dunedin-Studie bildeten die Studienteilnehmer mit Verhaltensstörungen 20% der Stichprobe aber bei ihnen traten 2/3 der Teenager Schwangerschaften auf.

Die Ergebnisse der „Northern Finland 1966 Birth Cohort“-Studien (Kemppainen et al. 2002) können verwendet werden, um Prädiktoren weiblicher Kriminalität zu identifizieren. Der Hauptbefund dieser Studie war, dass das Fehlen des Vaters in der Ursprungsfamilie der größte Risikofaktor für weibliche Kriminalität war. Als zweitwichtigster Faktor konnte mütterliches Rauchen während der Schwangerschaft identifiziert werden. Dritter bedeutsamer Faktor war die Stellung in der Geschwisterreihe, erstgeborene Töchter hatte ein signifikant erhöhtes Risiko für kriminelles Verhalten. In den Familien mit anwesendem Vater war mütterliches Rauchen während der Schwangerschaft der wesentliche Prädiktor für kriminelles Verhalten im Erwachsenenalter. Innerhalb der Gruppe der Töchter mit rauchenden Müttern während der Schwangerschaft stieg die Wahrscheinlichkeit für späteres kriminelles Verhalten, wenn die Schwangerschaft unerwünscht oder zu einem den Eltern nicht geeignet erscheinendem Zeitpunkt eintrat. Perinatale Komplikationen standen nicht in einem Zusammenhang mit Kriminalität im Jugendalter. Im Gegensatz dazu fand Kemppainen et al. (2001), dass gewalttätig kriminelles Verhalten bei Jungen in einen Zusammenhang zu perinatalen Komplikationen stand, wenn diese Jungen Einzelkinder waren. Somit scheinen Geschlechtsdifferenz zwischen Jungen und Mädchen im Zusammenhang mit relevanten familiären und gesellschaftlichen Unterschieden der Umgebung und genetischen Einflüssen zu stehen.

Silverthorn und Frick (1999) wiesen darauf hin, dass einen spezifischen Entwicklungsweg der Dissozialität bei Mädchen gebe. Nach einer unauffälligen Entwicklung über die gesamte Kindheit hinweg, tritt die Dissozialität in der Pubertät plötzlich auf. Sie vermuteten das Wirken bestimmter Schutzfaktoren bei Mädchen bis zu diesem Alter, die auch bei vorliegenden Belastungsfaktoren das Auftreten dissozialen Verhaltens einschränken. Wesentliche Elemente seien unterschiedliche Formen elterlicher Erziehung, die zu einer internalen Ausrichtung führen, eine Orientierung an Autoritäten fördern und ein passive Haltung stützen. Auch der präpubertäre Hormonhaushalt habe eine Schutzwirkung bei Mädchen (Silverthorn und Frick 1999).

Das Alter der Mutter erwies sich als wichtiger Risikofaktor für spätere Kriminalität bei Mädchen (Conseur et al. 1997). Als Grund hierfür wird angenommen, dass Teenagemütter ohne Partner Schwierigkeiten bei der Beziehungs-

aufnahme zu ihrem Kind und mit der Säuglingspflege haben. Wesentlich ist zu bemerken, dass eine Schwangerschaft junger Mütter den Anteil krimineller Töchter nur dann erhöhte, wenn dieser Faktor durch das Fehlen der leiblichen Väter in der Ursprungsfamilie begleitet war. Nach Tharp et al. (1980) ist mit dieser Situation eine niedrigere kognitive und affektive Kompetenz auf Seiten der jungen Mütter assoziiert. Nach Jones et al. (1980) zeigen sich die stärksten Ausprägungsgrade der Delinquenz in Zusammenhang mit geringerer Annahme durch die Eltern und einem niedrigen Grad kontrollierenden Verhaltens durch die Mutter. Die Autoren schließen aus den Befunden, dass die Mütter mit Kindern, die mit diesen Risikofaktoren geboren wurden oder aufwachsen, schon ab dem Zeitpunkt des Eintritts in die Geburtsklinik psychosozialer und medizinischer Hilfe bedürfen, um zukünftige dissoziale Probleme der Kinder abzuwenden. Es gibt Annahmen, dass die familiäre Dysfunktion bei delinquenten jungen Frauen ausgeprägter sei als bei delinquenten jungen Männern. Henggler et al. (1987) fanden im Sinne einer Bestätigung dieser Annahme in ihrer Studie eine ausgeprägtere Form von Mutter-Tochter Konflikten in Familien mit delinquenten weiblichen Jugendlichen als innerhalb von Familien mit männlicher Delinquenz.

Verschiedene Ansätze kriminologischer Forschung haben die deutlichen Geschlechtsdifferenzen zum Anlass der Hypothesenbildung und Forschung genommen. Wichtige Erklärungsansätze leiten sich aus der Ungleichheitsforschung zwischen den Rechten und Entwicklungsbedingungen von Frauen und Männern her. Neben den zentralen biologischen Faktoren, die oben schon dargestellt wurden, sind unterschiedliche Erziehungs- und Kontrollbedingungen für Mädchen und Jungen als relevant für die Unterschiede angesehen worden. So wird der Unterschied im Bereich der Gewaltkriminalität darin gesehen, dass die Mechanismen sozialer Kontrolle darauf beruhen, dass die Formen der sozialen Kontrolle sich restriktiver auf Mädchen als auf Jungen auswirken. Mädchen erfahren demnach eine größere elterliche Überwachung und Einschränkung der persönlichen Freiheiten, was ihre Möglichkeiten zur Teilnahme an jugendlicher Gewaltkriminalität reduziert. Dies stimmt mit den schon berichteten Annahmen von Silverthorn und Frick (1999) überein. Weiterhin ist das Argument bedeutsam, dass Mädchen schon im Jugendalter eine antizipierte höhere Verantwortlichkeit in Bezug auf mitmenschliche Beziehungen auferlegt wird, da es wichtig ist, in einer späteren Mutterrolle verantwortlich und berechenbar zu handeln. Dadurch verschiebe sich der Focus weg von der sozialen Außenwelt, die für männliche Entwicklung und Bildung sozialer Identität bedeutsamer ist, hin zur privaten häuslichen und familiären Sphäre. Ein Nebeneffekt hiervon könnte sein, dass wenn Mädchen und Frauen kriminelle und gewalttätige Handlungen begehen, sie diese häufiger gegen Familienmitglieder richten.

Schließlich zeigen sich normative Unterschiede hinsichtlich akzeptierten Verhaltens bei Mädchen und Jungen mit Auswirkungen auf die Neigung zur Ent-

wicklung dissozialen Verhaltens. Zur Männlichkeit gehört ein gewisses Maß an Aggressivität, die dann Dominanz und Risikobereitschaft repräsentiert. Diese Eigenschaften sind auch Grundbedingungen einer erfolgreichen delinquenten Entwicklung. Mädchen werden nicht in dem Maße wie Männer in dieser Hinsicht sozialisiert und dadurch werden die Möglichkeiten und Fähigkeiten zur Entwicklung erfolgreicher delinquenter Verhaltensweisen limitiert. Frauen erfahren in der Welt der Kriminalität eine noch stärkere „Benachteiligung“ und „Aussonderung“ als im Bereich der legalen Arbeit. Somit bleiben auch die Banden (Gangs) Jugendlicher von Jungen dominiert und der Handlungsraum von Mädchen ist in Banden auf weniger schwerwiegende gewalttätige oder kriminelle Handlungen begrenzt. Auf der anderen Seite steht die Beobachtung, dass Mädchen bei Drogenvergehen eine leichtere Suchtentwicklung zeigen als Jungen. Deshalb entwickeln weibliche Jugendliche schneller mit Sucht assoziierte Kriminalität, wobei natürlich hier der Bereich der illegalen Prostitution eine große Bedeutung für diese Häufigkeit hat. Schließlich erhöht sich bei jungen Frauen mit Kindern und Suchterkrankungen die Delinquenzrate, weil bei ihnen die Wahrscheinlichkeit zunimmt, wegen ihrer Sucht Vergehen gegen ihre Kinder im Sinne von Misshandlung, Vernachlässigung oder Schädigung des ungeborenen oder gerade geborenen Kindes zu begehen.

Die *Viktimisierung* von Mädchen und Frauen spielt in anderer Weise und umfassender als bei Jungen und Männern eine entscheidende Rolle für die delinquente Entwicklung. Missbrauch, erlebte Gewalt als Kind oder Partnerin spielen erst seit relativ kurzer Zeit eine relevante Rolle in der Justiz und in der Forschung. Seit verhältnismäßig wenigen Jahren gibt es ein breites und auch geändertes Bewusstsein in den Institutionen und in der Öffentlichkeit für diese Form der Kriminalität gegen Frauen. Da diese Vergehen in deutlich größerer Zahl Mädchen und Frauen betreffen, hat dies auch in größerem Umfang Einfluss auf eine delinquente Entwicklung von Mädchen und Frauen. Dabei ist der Bereich der Familie der Raum, in dem präventive Maßnahmen gegen derartige Vergehen an Mädchen und Frauen am wenigsten greifen können. In der weiblichen Kriminalität resultieren unter derartigen kriminellen Bedingungen Taten, die aus der Auseinandersetzung mit Missbrauchern und Gewalttätern oder der Flucht vor solchen Lebensbedingungen und -erfahrungen resultieren. Gewalttaten, Mord bzw. Totschlag gegen schlagende Partner oder Missbraucher, aber auch Suchtentwicklung, Drogenkriminalität und illegale Prostitution können konkrete delinquente Folgen der traumatisierenden Erfahrungen für Mädchen und Frauen sein. Mädchen und Frauen begehen also unter diesen Umständen Verbrechen, um aus der Opferrolle heraus zu kommen. Die Wahrscheinlichkeit für diese kriminelle Entwicklung steigt, wenn die Traumatisierung der Mädchen und Frauen von den Institutionen absichtlich oder wegen Unvermögen nicht angemessen verfolgt und verhindert wird. Schließlich wird häufig nicht beachtet, dass von den gewaltsamen und übergreifenden Tätern Mädchen und Frauen zu kriminellen Handlungen gezwungen werden. Dies zeigt sich insbesondere bei schwerem Raub oder Ge-

walt gegen Personen, bei denen Frauen eher Komplizen als Haupttäter sind. Mädchen und Frauen begehen also für sie untypische Verbrechen, weil sie in gewalttätiger, wirtschaftlicher oder psychischer Abhängigkeit von dominanten männlichen Personen stehen. Häufig lassen sich grade Gewalttaten von Müttern gegen ihre Kinder durch eine derartige Einflussnahme erklären. Diese Formen weiblicher Kriminalität werden auch als eine weitere Art der Viktimisierung betrachtet (Renzetti u. Goodstein 2000).

In diesem Zusammenhang ist eine Studie von McCabe et al. (2002) aufschlussreich, die die Hypothese überprüfte, ob jugendliche weibliche Delinquente eine größere Anzahl psychischer Störungssymptome, DSM-IV Diagnosen und Suchtstörungen aufweisen, mehr funktionelle Behinderungen zeigen und durch eine größere Anzahl von familiären Risikofaktoren belastet sind. Es wurden diagnostische Interviews, Fremd und Selbsteinschätzungsskalen verwandt, um die Ausprägung der genannten Variablen zu erfassen. In den Maßen für psychische Störungen zeigten delinquente Mädchen deutlich höhere Ausprägungsgrade der Störungen an. Auch die Angaben für Misshandlung, Missbrauch und familiäre psychiatrische Belastung waren im Vergleich deutlicher ausgeprägt. Nur die Angaben zu Funktionsstörungen, Suchtmittelmissbrauch und Komorbidität wiesen keinen Geschlechterunterschied auf.

Viele Aspekte von Geschlechterdifferenzen delinquenter Jugendlicher konnten in diesem Überblick nicht aufgearbeitet werden. Um Überschneidungen mit anderen Beiträgen in diesem Band zu vermeiden oder weil es noch keine adäquate Forschung in diesem Bereich gibt, wie schon Hoyt und Scherer (1998) feststellten, konnten nicht alle Themen dargestellt werden. Es ist sicher bedeutsam, die Gleichbehandlung in Rechtssystem von jugendlichen Straftätern zu untersuchen, insbesondere weil eine unterschiedliche Behandlung auch in einem Fall eine günstigere Entwicklung bedeuten kann.

Schließlich geht es um die Reduzierung jugendlicher männlicher und weiblicher Kriminalität und die Eröffnung einer sozial und individuell angemessenen Lebensperspektive. Die Effekte von Maßnahmen für delinquente Jugendliche sind noch nicht hinreichend untersucht und vermutlich wird sich zeigen, dass eine besondere Beachtung auf des unterschiedlichen Geschlechts eine bedeutsame Komponente in der Durchführung und Planung von Maßnahmen in der Justiz und Jugendhilfe ist. Grundsätzlich ist jedoch für jede Form spezifischer Förderung der Täterinnen und Täter in Maßnahmen zu empfehlen. Lipsey und Wilson (1998) konnten zeigen, dass verhaltensorientierte, kognitive und multimodale Behandlungsansätze der Entwicklungsförderung erfolgreich bei Jugendlichen angewendet werden konnten.

Nicht nur Geschlechtsfaktoren, auch andere Aspekte mit Einfluss auf eine delinquente oder nicht-delinquente Entwicklung sind zu untersuchen. Hierzu gehören Armut, soziale und ethnische Benachteiligung, Unwissenheit, ungleiche und problematische Entwicklungsbedingungen, genetische Aspek-

te, familiäre Inkompetenz, Nichtbeachtung der Kriminalität als eine Form der Förderung jugendlicher Delinquenz, Delinquenz als Ergebnis der Änderung gesetzlicher Grundlagen und Drogenkriminalität. Auch intrafamiliäre Gewalt nicht nur gegen Kinder und Jugendliche, sondern auch im anderen Fall, also von Kindern und Jugendlichen gegen Eltern und viele andere Fragen sind offene Themen für die Forschung.

Geschlechterunterschiede sind ein möglicher Ansatz, um Entwicklungsbedingungen von Delinquenz besser zu verstehen und aus den Unterschieden lassen sich Schlüsse für präventive Maßnahmen entwickeln, da nicht im Sinne einer negativen Interpretation die spezifische statischen Gegebenheiten dargestellt werden sollten, sondern es lassen sich vorsorgliche Interventionen für die jeweiligen Geschlechtsgruppe entwickeln, die in einem besonderen Maße von Kriminalität in einen Bereich im Vergleich zum anderen Geschlecht betroffen ist. Geschlechter differenzierende Forschung zielt auf einen gegenseitigen Nutzen aus den Erkenntnissen und nicht das Herausstellen besonders positiver oder negativer Eigenschaften oder Verhaltensweisen eines Geschlechts. Ein weiteres Ziel ist eine Behandlung der einzelnen Gruppen ohne Diskriminierung und die Kontrastierung, da durch Kontrasteffekte besonders gut Erkenntnisse gewonnen werden könnten.

Literatur

- American Psychiatric Association (1994) Diagnostic and Statistic Manual of Mental Disorders, 4th edition (DSM-IV). Washington, DC: American Psychiatric Association.
- American Psychiatric Association (1996) Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen – DSM-IV (Deutsche Bearbeitung und Einleitung: Saß H, Wittchen H-U, Zaudig M). Göttingen: Hogrefe.
- Archer D, McDaniel P (1995) Violence and gender: Differences and similarities across societies. In: Ruback RB, Weiner NA (Eds.) *Interpersonal violent behaviours*. New York: Springer Publishing Company, Inc., p. 63–87.
- Bessler C (2003) Aggressives Verhalten von straffälligen Mädchen und Jungen. *Monatsschrift Kinderheilkunde* 6 151 (6): 633–637.
- Bundesamt für Statistik (2002) Freiheitsentzug und Untersuchungshaft: Insassenbestände am Stichtag 1991–2002. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.
- Cauffman E, Feldman SS, Waterman J, Steiner H (1998) Posttraumatic stress disorder among female juvenile offenders. *J. Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 37: 1209–1216.
- Conseur A, Rivara FP, Barnoski R, Emanuel I (1997) Maternal and Perinatal Risk Factors for Later Delinquency. *Pediatrics* 99(6): 785–790.
- Crawford C (1987) Sociobiology: Of what argue to psychology? In: Crawford C, Smith M, Krebs D (Eds.) *Sociobiology and Psychology: Ideas, issues and application*. Hillsdale, NJ, Erlbaum, p. 3–30.
- Daly M, Wilson M (1988) *Homicide*. New York: deGruyter.
- Dawkins R (1976) *The selfish gene*. Oxford: Oxford University Press.
- Dawkins R (1989) *The selfish gene* (2nd ed.). Oxford: Oxford University Press.
- Dilling H, Mombour W, Schmidt MH (1999) Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). *Klinisch-diagnostische Leitlinien* (3. Auflage). Bern: Huber.
- Dilling H, Mombour W, Schmidt MH (Hrsg.) (1993) Internationale Klassifikation psychischer Störungen, ICD-10 Kapitel V (F). Verlag Hans Huber.
- Dilling H, Mombour W, Schmidt MH, Schulte-Markwort E (Hrsg.) (1994) Internationale Klassifikation psychischer Störungen, ICD-10 Kapitel V (F) Forschungskriterien. Verlag Hans Huber.

- Henggler SW, Edwards J, Borduin CM (1987) The family relations of female juvenile delinquents. *Journal of Abnormal Child Psychology* 15: 199–209.
- Hoyt S, Scherer DG (1998) Female juvenile delinquency: Misunderstood by the juvenile justice system, neglected by social science. *Law and Human Behavior* 22: 81–107.
- Jones MD, Offord DR, Abrams N (1980) Brothers, sisters, and antisocial behavior. *British Journal of Psychiatry* 136: 139–145.
- Kataoka SH, Zima BT, Dupre DA, Moreno KA, Yang X, McCracken JT (2001) Mental health problems and service use among female juvenile offenders: their relationship to criminal history. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 40: 549–555.
- Kempainen L, Jokelainen J, Isohanni M, Jarvelin MR, Rasanen P (2002) Predictors of female criminality: findings from the Northern Finland 1966 birth cohort. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 41(7): 854–859.
- Kempainen L, Jokelainen J, Jarvelin MR, Isohanni M, Rasanen P (2001) The one-child family and violent criminality: a 31-year follow-up study of the Northern Finland 1966 Birth Cohort. *American Journal of Psychiatry* 158(6): 960–962.
- Lee M, DeVore BI (eds.) (1976) *Kalahari Hunter-Gatherers*. Cambridge: Harvard University Press.
- Lipsey M, Wilson D (1998) Effective intervention for serious juvenile offenders. In: Loeber R, Wilson D (Eds.) *Serious & violent juvenile offenders*. Sage, Thousand Oaks, CA., p. 313–345.
- Loeber R, Keenan K (1994) Interaction between conduct disorder and its comorbid conditions. Effects of age and gender. *Clin Psychol Rev* 14: 502–503.
- McCabe KM, Lansing AE, Garland A, Hough R (2002) Gender Differences in Psychopathology, Functional impairment, and Familial Risk Factors Among Adjudicated Delinquents. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 41(7): 860–867.
- McMillen J, Kofoed L (1984) Sociobiology and antisocial personality. *Journal of Nervous and Mental Disease* 172: 701–706.
- Moffitt TE, Avshalom C, Rutter M, Silva PA (2001) *Sex Differences in Antisocial Behaviour: Conduct Disorder, Delinquency, and Violence in the Dunedin Longitudinal Study*. Cambridge University Press.
- Moore TM, Scarpa A, Raine A (2002) A meta-analysis of serotonin metabolite 5-HIAA and antisocial behaviour. *Aggress Behav* 28: 299–316.
- Murphy Y, Murphy R (1974) *Women of the forest*. New York: Columbia University Press.
- Ortiz J, Raine A (2004) Heart rate level and antisocial behavior in children and adolescents: A meta-analysis. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 43(2): 154–162.
- Poe-Yamagata E, Butts JA (1996) *Female Offenders in the Juvenile Justice System*. Washington, DC: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.
- Puzzanchera C, Stahl L, Finnegan TA, Snyder HN, Poole RS, Tierney N (2000) *Juvenile Court Statistics 1997*. Washington, DC: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.
- Raine R (1993) *Psychopathology of Crime. Criminal Behavior as a Clinical Disorder*. San Diego: Academic Press.
- Renzetti CM, Goodstein L (eds.) (2000) *Women, Crime and Criminal Justice: Original Feminist Readings*. Los Angeles: Roxbury Publishing Co.
- Rutter M, Giller H, Hagell A (1998) *Antisocial Behavior by Young People*. Cambridge University Press.
- Rutter M, Silberg J, O'Conner T (1999) Genetics and Child Psychiatry: II Empirical Research. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines* 40(1): 19–55.
- Shoal GD, Giancola PR, Kirillova GP (2003) Salivary Cortisol, Personality, and Aggressive Behavior in Adolescent Boys: A 5-year Longitudinal Study. *J Am Acad Child Psychiatry* 42(9): 1101–1107.
- Silverthorn PS, Frick PJ (1999) Developmental pathways to antisocial behaviour: the delayed onset in girls. *Dev Psychopathol* 11: 101–126.
- Snyder HN, Sickmund M (1999) *Juvenile Offenders and Victims: 1999 National Report* Washington, DC: Office of Juvenile Justice and Delinquency Prevention.
- Statistisches Bundesamt (2002) *Rechtspflege, Pressemitteilungen; Verurteiltenzahlen 2000: Rückgang setzt sich fort*. Statistisches Bundesamt Deutschland, Wiesbaden.
- Tharp VK, Maltzman I, Sydulko K, Ziskind E (1980) Autonomic activity during anticipation of an aversive tone in non-institutionalized sociopaths. *Psychophysiology* 17: 123–128.

3 Dissozialität im Jugendalter – Geschlechtsunterschiede delinquenten Verhaltens Jugendlicher

Trivers RL (1971) The evolution of the reciprocal altruism. *Quarterly review of biology* 46: 35–57.

World Health Organisation (1992) Tenth Revision of the International Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD-10). Geneva: WHO.

Zoccolillo M (1993) Gender and development of conduct disorder. *Dev Psychopathol* 5: 65–78.